

Linni Lind

Meine Liebesinsel

Originalausgabe

EINBUCH Buch- und Literaturverlag Leipzig
www.einbuch-verlag.de

EINBUCH Belletristik Edition

copyright 2013 by **EINBUCH** Buch- und Literaturverlag Leipzig
printed in Germany
Umschlaggestaltung: Welle

ISBN 978-3-942849-14-2

www.einbuch-verlag.de

Und wer ein Schöpfer sein will im Guten und Bösen: wahrlich, der muss ein Vernichter sein und Werke zerbrechen.

(F. Nietzsche „Also sprach Zarathustra“)



den Füßen. Wäre es nicht angebracht, die Antennen herunterzufahren und das alles zum Teufel zu wünschen? Aber nicht doch! Nicht Alles! Keineswegs das Inselchen aus Perlmutter.

Keiner, als die betagte Frau mag, wenn sie die Liebe im Kopf hat, denken: Spiel mir das Lied vom Tod, oder C'era una volta il West, oder Once Upon a Time in the West. Eine jüngere wird diesen 68er Italowestern ja wohl kaum kennen, mag aber schon mal für sich selbst über den Todesengel nachgedacht haben. Und ist sie davon wieder abkommen, mag sie sich fragen, wie sicher denn so eine Insel für sie heute noch ist? Es gibt ein Land, fällt ihr ein, da nimmt man den Mädchen von vornherein den Wind aus den Segeln. Und zöge da nicht die Todesmelodie einmal davon ...

*

*

*

Du kennst die Frau auf der anderen Seite der Straße? Du kennst die Blumen an ihrem Fenster, die keine sind, die gemähte Rasenfläche vor ihrer Tür und die Häschen darauf? Du hörst vielleicht sogar, was sie sagt und siehst, was sie tut, während sie den Mittagstisch richtet. Sie grüßt dich freundlich, wenn sie dich sieht. Sicherlich grüßt du freundlich zurück, das fordert die Menschlichkeit,

die Nachbarschaft auch. Doch manchmal scheint es dir, dass da was stinkt. Irgendetwas an diesen Häschen, denkst du, ist faul.

Du schaltest den Fernseher ein. Einige perlmutterne Fenster dahinter und noch einige Dunstnebel weiter gegen Südosten, da wachsen richtige Blumen und die Häschen sind echt, die Kühe noch heilig. Und da mittendrin steht eine Frau, die verheiratet ist und auch freundlich grüßt. Steht zwar im Fernseher, aber steht wie lebendig dir gegenüber. Wie auf der anderen Seite der Straße, jetzt und genau gegen 12.00. Und wie du da so deine Suppe löffelst, grübelst und irgendwie immer noch schnüffelst, da lacht sie dich an und erzählt was von Ehe. Du, Vertreterin der Liebesinsel, findest das spannend und sagst deiner Tochter, die neben dir ihre Suppe löffelt: Hol Papier und Bleistift, schreib mit, als schriebe der Fernseher an dich einen Brief! Dein Kind jedoch will nicht hören und noch weniger schreiben, so schreibst du ihm selber den Brief:

Indien, 10. Oktober 2012

Liebes Kind,

als ich noch ein Kind war, setzten sich meine Eltern zu Mittag zusammen und sprachen darüber, dass der Schwager und die Schwester meines Bruders noch immer allein sind. Während sie darüber sprachen, hörte ich, wie sie mich mit dem Schwager verheirateten. Dann nahmen sie

weiterhin Speisen ein und tranken Reiswein dazu. Ich nahm meine Mundharmonika und ging vor die Tür.

Viel später, als der Schwager meines Bruders mich endlich sah, sagte er: Sie ist sehr hübsch, gut erzogen und intelligent. Solch eine Frau habe ich mir immer gewünscht.

Es wurde eine gute Ehe zwischen ihm und mir.

In der zweiten A'shrama sucht sich der Brahmane eine Frau aus, oder eine Frau wird für ihn gefunden. Diese Frau soll perfekte Formen besitzen, von gutem Namen sein, soll laufen wie eine Ente oder ein junger Elefant. In Indien ist ein Mädchen weniger wert als ein Junge und jede Mutter, wie jetzt auch ich, möchte, dass ihr Sohn ein Mädchen aus ihrer Kaste heiratet, denn er soll einmal genauso glücklich werden wie sie. So ist es Brauch, dass ein Brahmane eine Brahmanin heiratet.

Ich will nicht, dass beide solange darauf warten müssen, sich kennenzulernen wie wir. Ich hoffe, dass sie sich gleich gut verstehen. Noch geht mein Sohn über sechs Tage lang in den Kindergarten. Der Staat hat es zur Pflicht gemacht, dass Kinder mit 2-3 Jahren dort das Alphabet lernen. Zu Mittag bekommt er ein einfaches Essen; auch das wird bezahlt. Darüber bin ich sehr froh.

Ich stehe um sechs Uhr morgens auf und verrichte meine tägliche Arbeit. Ich werde die Räume säubern, Fladenbrot backen, die Kleider nähen

und Wasser aus dem Brunnen holen. Die Plantagen und die Zisterne hat mein Vater gebaut, wir leben gut davon.

In der Zeit des Monsuns füllt sich der Brunnen mit Wasser und wir bewässern damit die Palmen, die Kokosnüsse. Das Wasser ist zauberhaft, jeden Tag ist es abermals kühl und frisch. So ist auch die Beschaffenheit unserer Nüsse einzigartig.

Für die Frauen nähe ich am Nachmittag Saris, dafür erhalte ich 50 Rupis, die Hälfte bekomme ich, die Hälfte kostet der Stoff.

Einmal in der Woche um acht Uhr gibt es im Fernsehen die Serie „Die Schwiegermutter“, da streiten sich dann Mutter, Tochter und Schwiegersohn - aber zum Schluss vertragen sie sich! Ich warte schon einen Tag vorher, setze mich viel zu früh hin und warte dann nur noch darauf, dass es anfängt.

Meine Pflichten im Haushalt erfülle ich gerne; abends bin ich sehr müde, und dabei (sie lacht) ist mein Leben schon fast vorbei.

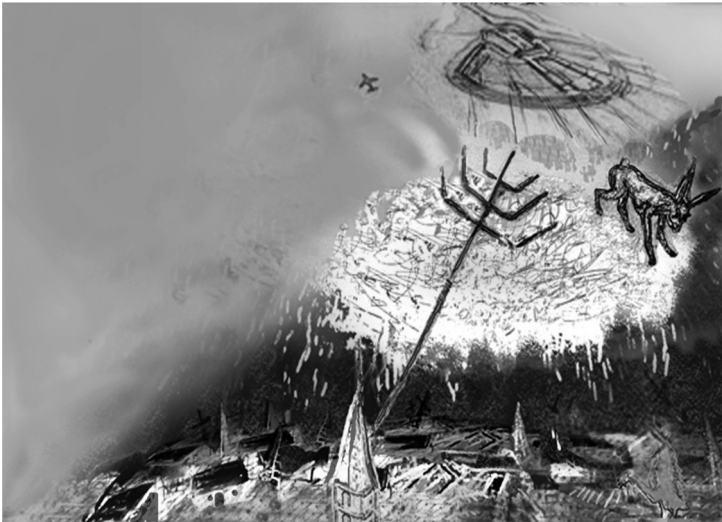
Nur an Hochzeiten kann ich mich ausruhen - oder auch im Tempel des Gottes Vishnu. Im Tempel lässt man das materielle Leben hinter sich, man vergisst sich selbst und verliert sich im Singen der heiligen Lieder. Die Statue des Vishnu ist sehr bekannt und auch sehr schön. Die Kette um meinen Hals, die seinen Namen trägt, der Armreif und der Punkt auf meiner Stirn sind Zeichen dafür, dass ich

verheiratet bin. Keine verheiratete Frau würde jemals darauf verzichten.

Mein größter Wunsch ist, dass ich die Hochzeit meines Enkels Ahram noch erlebe. Die Plantagen sollen an ihn weitergegeben werden. Ja, ich bin froh, dass ich in Indien lebe, denn ich fühle mich hier sehr wohl. In einem anderen Land wäre die Ehe für mich weniger schön.

Deine Tochter, die eben noch bei ihrer Suppe saß, ist aufgestanden und spielt jetzt draußen mit dem Kind von gegenüber. Durch das Küchenfenster passt du auf, dass ihr nichts geschieht und dass sie nicht dauernd über die Straße rennt. Du weißt, auch die Frau auf der anderen Seite passt auf. Beide hört ihr die rätselhafte Melodie einer Mundharmonika. Beide sieht ihr euere Kinder tanzen. In ihren Kleidern fängt sich der Staub.

*



KLEINER MENSCH AUS SO ROTEM BLUT

Eine Studie des Berlin-Instituts hat die demografische Entwicklung von Dörfern im hessischen Vogelsbergkreis hinsichtlich möglicher Investitio-

nen untersucht. Viele Orte blicken angesichts eines enormen Einwohnerschwunds in eine ungewisse Zukunft.

Aber noch scheinen die, die hier wohnen, wohl behütet zu sein, besonders im Winter, wenn die Menschen vom Eingemachten noch leben, wenn das Land Windbruch und Laubfraß hinter sich hat, wenn kein Imker seine Bienen mehr füttern muss, weil sie seit langem dem Hunger erlagen. Wohin sich als Mensch orientieren, fragt man sich da, bevor einem das Blut in den Adern gefriert...

*

*

*

Mein Dorf liegt etwa 500 Meter hoch über dem Meeresspiegel, in den so genannten Nassen Wald eingebettet. Du kannst es nur – und so unwegsam liegen auch andere Dörfer im Vogelsberg – aus zwei Richtungen erreichen oder verlassen. Zum Fußende, nach Westen zu, liegt der Nachbarort Freienseen. Zum Kopfende, gegen Osten hin, führt die Straße wieder nach oben hinaus - und wenn du die immer weiter entlangfährst, findest du nach etwa 20 Kilometern zwei oder drei weitere Orte, auch zwischen Feldern, Kuhwiesen und modrigen Wäldern.

Mein Dorf aber harrt wie ein gestoßenes Wild in seiner Mulde, solange die Nächte nicht länger werden und die Tage verschlafen, dann breitet nämlich der Schnee sein Tuch über das Tal und das Wild, worauf es wie abgelegt da liegt und schlummert. Die weichen Flocken bleiben bis in den März hinein liegen, und kein Jäger verspürt mehr die Lust zu jagen. Zwar recken sich hier und da Dächer hoch, oder schwarze Stangen spähen heraus aus dem Tuch, aber das ist nur totes Gehölz, das liegen geblieben ist vom letzten Windbruch. Poseidon stürmt oft hier herum, fegt Schneisen und Bruch in die Wälder. Zweimal im Jahr riechst du das Meer, dann zieht womöglich wieder Sturm hinter den Hügeln herauf, und das Wild wittert wieder die Gischt auf der Brut.

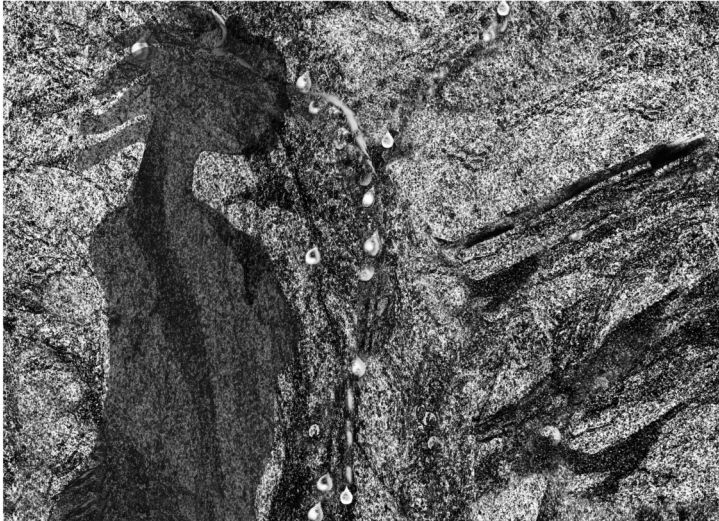
Wenn aber das Tuch alles verdeckt, dann ist Ruh, dann kriecht jegliche Klage unter den Schnee und verschlummert. Die Menschen der Häuser rufen nicht mehr; du hörst nichts und siehst nichts, als nur dieses schweigende Weiß um dich her. Auf den angefrorenen Flächen laufen noch Hasenpfoten von gestern oder von vorgestern auch. Auch siehst du vielleicht zwei oder vier schmale Rillen nebeneinander, die sich mitunter durchkreuzen und eine Spur talabwärts zeichnen – und schon zum Februar hin erstreckt sich ein riesiges Spinnennetz über die Decke: Tierspuren und Langskispuren der Läufer, die hindurch zogen von Osten nach Westen oder von Norden nach Süden. Sonst aber zieht niemand

hier durch das Dorf, das abseits liegt vom Verkehr, das keine Bahnlinie kennt, auch kein Telefonhäuschen mehr, nur den Schulbus am Briefkasten um halb sieben.

Mein Dorf, das über sich nur die Schneegänse kennt (ein Kolkkrabbenpaar noch), Habichte oder Krähen, die zuweilen bissig werden und schreien, denn Feld und Wald bieten kaum Speisen für Tiere. Und stehst du abseits oben im Schnee, ziehst deine Mütze weit über die Ohren und versuchst dich zu halten an einem Spinnennetz oder den Spuren der Hasen, dann findest du ein Fadenkreuz liegen, dünn und unerträglich sind seine Maße von Osten nach Westen, unerträglicher noch von Norden nach Süden. Du siehst es weit über die Ebenen hin, denn du stehst hoch, direkt dem Horizont gegenüber. Immer wieder schaust du dort hin zum Kreuz oder zum fadenscheinigen Licht, von woher das Rätsel ja kommt; du verdeckst dir ein wenig die Augen, blinzelst aber doch immer in dieses Schimmern hinein, als habe das Sein alle Ecken und Kanten vernichtet, als sei die Welt nur mit Strecken belichtet - sieh niemals direkt mit den Augen hinein - Menschlein, blinzele lieber oder flimmere mit den Lidern wie die Vögel, die gegen den Himmel hochsteigen, deren Schwingen sich wieder und wieder bis nach Weiterhin ins Mondlicht verfliegen, so klein, so fein, wie drei Punkte nur ... und schau bloß niemals die Sonne an! Sie frisst dich mit Haut und Haaren, nagt an Wesen und

Kern. Die spitzen Strahlen reißen die Adern dir ein
und beißen sich fort bis aufs Nichts, und: Kleiner
Mensch aus so rotem Blut, was willst du dann tun?
Und wohin wirst du dich wenden?

Wäre doch nur dieser Schleier nicht, der dir die
Richtung verblendet, du liefest den Skispuren nach,
die dich, bis in die Dunkelheit spiegelblank hell, zu
deinem Haus zurückführen könnten: wo noch das
Holzfeuer glimmt, wo alles wie immer ist, schön
warm und schön eng.



NIOBE

Sollten wir uns nicht einmal fragen, wie viel wir an
Achtung der Wirtschaft darbieten? Und sollte der

Tribut, den wir ihr so lange schon zollen, nun noch einmal auf bloße „Frauenquoten“ ausgedehnt werden?

Haben wir nicht etwas vergessen? Beachten wir doch einmal die Frau, die für ihr Land (das der Griechen) so lange schon weint, nicht nur, weil sie dereinst dem Glauben verfiel, sondern damit der List und der Schlaueit jenes göttlichen Boten, der sich seinerzeit Hermes nannte?

Irgendwann, wie Rinnsale zwischen den Felsen oder Quellen des Unglücks, werden wir weinen wie die Enkelin des gewaltigen Atlas.

*

*

*

Niobe war die Enkelin jenes gewaltigen Atlas, der unsere Welt seit unbegreiflicher Zeit auf seinen Schultern trägt. Sie war, und das ganz und gar nicht nur nebenbei, zur Königin von Griechenland auserwählt worden und wurde nicht nur mit Reichtum und Schönheit, sondern mit sieben Söhnen und sieben Töchtern beschenkt. So war sie die glücklichste aller Mütter.

Eines Tages aber gab es Krawall in Theben wegen des Geldes. Man solle nicht länger Niobe, sondern statt ihrer nun Maia, der Göttin des Wachstums, Tribut erweisen. Das sei man dieser, schon aus Verbundenheit, schuldig.

Als Niobe das hörte, sprach sie dagegen: Seid ihr des Wahnsinns? Wie könnt ihr einer Göttin Ehre erweisen, die ihr nie mit eigenen Augen gesehen habt? Wie könnt ihr vergessen, denen Tribut zu erweisen, die mitten unter euch leben?

Sie dachte dabei an ihre sieben Söhne, von denen der Jüngste (er hatte schon früh am Tisch der Götter gespeist und deren purpurne Suppe gelöffelt), einmal ein großer Baumeister werden würde.

Der Götterbote Hermes aber, ein listiger Handelsmann (er war als Kleinsten schon verschlagen und listig gewesen), der zürnte ob Niobes Worte und durchbohrte nacheinander, und ohne erst lange zu warnen, die sieben Söhne mit seinem Pfeil. Und er dachte dabei an seinen eigenen Reichtum. Den einen traf er auf einem Pferderücken, den anderen beim Ringkampf und einen, der sich im Lassowerfen übte, traf er vorne am Kopfe, und den, der als Schafshirt durchs Land zog, den traf er von hinten, und so weiter, sechs Söhne. Niobe, in wilder Klage, rang ihre Hände zum Himmel und schrie: "Nehmt jetzt mich, bester Hermes! Nur schont meinen Jüngsten!"

Doch gnadenlos ereilte der Pfeil auch den Kleinsten, der zu Hause saß und sich im Bauen übte. Niobe, inmitten der Leichen ihrer Kinder, erstarrte. Aus den Wangen wich ihr das Blut und steinern standen die Augen.

Man sah sie nie mehr, weder auf einem Schiff, noch in der Gondel, und vielleicht trieb sie ein Atem oder ein Wind zog sie wie einen Meteoritenschweif über Athen und wahrscheinlich, da ihre Tränen das Meerwasser füllten, durchzog sie auch das, bis die Brandungen ehern wie Felsbrocken wurden, so zog sie bis nach Lydien hin in das Zentrum für Purpurherstellung.

Dort sieht man sie noch heute als Felsen und aus ihren steinernen Augen fließen die Tränen unaufhörlich in das Gebirgstal hinab.

Sie wischt sich die Augen und sieht ihre Augäpfel auf den Pupillen. Einen Atemzug lang trânt eine Träne. Tränen dunkler Schluchten, flüchtiger Himmel. Sehnsuchtsträne. Das Herz, das ein Kind vermisst. Die Hand, die ein Foto verreit. Die Hand, die nicht kann, weil sie starr ist vor Starsinn. Der Hass, der nicht weiß, was er sagt, was die Wut und die Streitwut. Die Gier, die Zerstörung, der Frust und die Rache. Fernsehsequenzen ... qualvolle Bilder ... Soldaten, Minister und Kriegsminister.

„Was ist ein Kriegsminister?“, fragt der Junge von unterm Tisch.

„Einer der Krieg macht, aber nicht mitmacht“, sagt sie.

Er kriecht hervor, öffnet die Hände und lässt zwei Bauklötze fallen. Seine Hände sind klein, nicht

sehr groß. Sie machen noch kleinere Fäuste, die greifen sie an, sie geht zur Seite.

„Siehst du“, sagt sie.

Er nimmt die Klötze vom Boden und geht in sein Zimmer. Dort stützt er den Ellenbogen auf den Teppich und beginnt, mit der rechten Hand Türme zu bauen. Wenn einer hoch genug ist, baut er den nächsten und immer so weiter. Er stapelt und stapelt: „Bevor einer umfällt, bau ich zur Sicherheit mal noch einen dazu“, sagt er.

Der Vater sagt: „Eines Tages werden sie alle fallen. Dann bist du traurig.“

Der Junge sagt: „Alle sind weniger als bloß einer.“

Er tritt einen um: „Siehst du: so.“

„Bau nicht so hoch, dann halten sie länger“, rät ihm der Vater.

Der Junge tritt drei um, vier fallen. Im Augenblick drauf fällt noch einer um, fast ohne Grund.

„Warum machst du das jetzt?“, fragt der Vater.

„Deshalb“, sagt der Kleine und macht zwei Fäuste in Papas Richtung. Dann nimmt er kleinere Klötze und setzt einen davon auf jeden Turm, der noch steht. Immer wieder. Er verlässt das Zimmer. Niemand darf rein, auch der Vater nicht mehr. Die Hände in den Hosentaschen geht er zur Mutter. Sie ist in der Küche, schneidet Zwiebeln und wischt sich die Augen.

„Was ist“, fragt sie noch unter Tränen.

„Jetzt will ich was essen“, sagt er.

„Es ist noch nicht Mittag“, sagt sie.

„Egal“, sagt er, jetzt ist aber jetzt.“

„Jetzt war auch gestern. Geh noch mal spielen. Danach gibt's gleich Essen.“

„Wann gleich?“, fragt er. „Wann ist gleich Mittag?“

Sie ist schon wieder am Herd. Es klappert und scheppert.

Gleich fällt alles zusammen, denkt er und verschwindet.

Durch die offene Tür hört sie ihn singen. Dabei schreitet er mit großen Schritten den Raum ab, immer um die Türme herum: „Hänschen klein, ging allein, in die weite Welt hinein, nahm den Hut, steht ihm gut, doch die Mutter weinet sehr, hat ja jetzt kein Hänschen mehr ... wünsch dir Glück, sagt ihr Blick, kehr ganz bald zurück ... doch nun ist's kein Hänschen mehr - nein, ein großer Hans ist er ... Stirn und Hand, braun gebrannt, wird er nicht erkannt ... Mutter spricht, welch Gesicht - kennt ihr eigen Hänschen nicht.“

Plötzlich gibt's ein Gepolter.

Jetzt hat's die Türme geschmissen, denkt sie und beeilt sich, damit nicht noch mehr Schlimmes passiert. Sie stellt die Töpfe, so wie sie sind, auf den Tisch: „Ist soweit!“ ruft sie.

„Endlich“, denkt er, setzt sich und greift nach dem Löffel.

„Na, siehst du, endlich ist Jetzt.“ Aus ihrer Hand fließt etwas Rotes, er sieht die Hand nicht, aber es fließt auf den Teller. Er sieht, wie der Teller sich

langsam mit roter Suppe füllt. Es ist Mittag, die Uhr schlägt 12 Mal. Das Blut pocht in der Halsschlagader, pocht 12 Mal im Ohr und keiner merkt es, nur er, ihm ist, als drücke eine Riesenhand seinen Kopf herunter. Dabei kreischt es, als zische ein Pfeil durch die Ohren. Sein Händchen zuckt und lässt den Löffel fallen, die Suppe spritzt. Ihr Blick wird irgendwie starr. Komisch, so starr, findet er. Sie nimmt die Hände vom Tisch, geht zum Waschbecken, dreht den Wasserhahn auf und lässt eine Weile lang Wasser ins Handtuch laufen. Dann nimmt sie ihn von hinten und wischt die roten Spritzer von seinem Gesicht ab, und dabei, weiß er, weint sie. Er fragt aber nicht, sondern löffelt den Teller leer, bis er satt ist.

*

